

Die Fremde Welt

Nr. 22

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Der Träumer.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Martin sah ihn zornig, mit dunkelrotem Gesicht an.

„Und . . . und . . .“ seine Stimme zitterte . . . „was wollen Sie sonst noch? Wir 'ne Moralpredigt halten, wie?“

„Nein.“ Der Kantor setzte sich auf einen großen Stein. „Trotzdem Du sie verdient hättest. Wenn ich Dich jetzt manchmal durch die Straßen schlumpen sehe — so schmutzig, verkommen und manchmal angetrunken — dann bedauere ich, nicht mehr Dein Schulmeister zu sein.“

„Sie hätten ja Ihren Stock mitbringen können.“ Es klang wie eine Drohung. Der Alte sah ihn mit seinen klaren Augen ruhig an.

„Ich weiß, daß Du mir an Körperkraft über bist, Martin. Ich könnte Dir sagen, daß Du trotzdem doch nur ein elender Schwächling bist. Aber deshalb kam ich nicht. Wir sind beide darin einig, daß Dir der richtige Beruf fehlt. Du hast immer eine gute Hand geschrieben. Nun, der Gemeindevorsteher will eine Hilfskraft haben. Ich schlug Dich vor. Man hat sich dagegen ge- wehrt. Ich habe mich für Dich verbürgt. Kurz und gut: wenn Du willst, kannst Du Gemein- dschreiber werden. Sechzig Mark monatlich.“

Martin lachte: „Das ist für einen Jungen.“

Der Kantor sah ihn scharf an: „Ja. Es ist wenig für einen Erwachsenen. Aber Du bist noch nicht erwachsen. Geistig wenigstens nicht.“

„Das bist Du.“

„Dabei sind Sie der einzige Mensch im Ort, der sich um mich kümmert.“

„Du nimmst die Stelle, nicht wahr?“

„So, wie ich aussehe?“

„Daran habe ich schon gedacht. Komme heute Nachmittag zu mir. Wir wollen meinen Kleidervorrat durchstöbern.“

„Sie sind ja viel kleiner als ich.“

„Das schon. Aber im Kreuz bist Du magerer

Arbeite Dich ein, lege erst mal den Grund zu einer geordneten Tätigkeit, und dann wirst Du an mir einen Fürsprecher haben.“

Martin atmete schwer und sah lange grübelnd auf's Meer hinaus.

Der Kantor wartete ruhig.

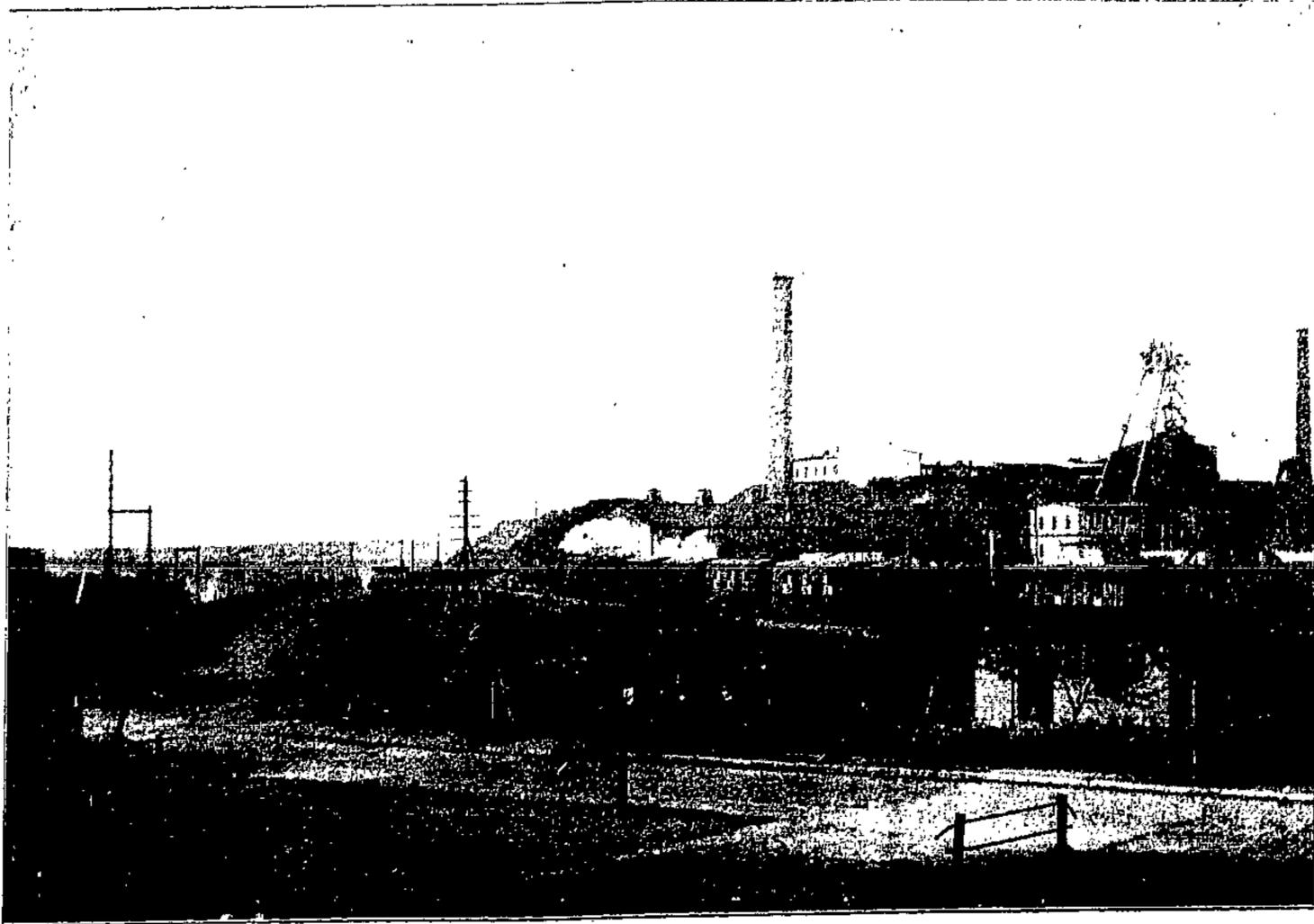
„Ich bin furchtbar häßlich zu Ihnen gewesen, Herr Kantor.“

geworden, und meine Hosen sind stets zu lang. Es soll auch nur der erste Notbehelf sein.“

„ . . . Verzeihen Sie mir, Herr Kantor.“

Einige Wochen später saß Martin im Gemeindebüreau am Pult, dem Vorsteher gegenüber. Die erste Begrüßung zwischen den beiden Männern war nicht sehr herzlich gewesen; denn im Grunde hatte die Gemeindeväterschaft sich nur deshalb für Martin entschieden, weil sie befürchtete, er werde sonst bald der Armenkasse zur Last fallen. Aber mit jedem Tage erhellten die Mienen des Vorstehers sich mehr, und bald schlug er einen kameradschaftlichen Ton an; denn es zeigte sich, daß der junge Mann die ihm aufgetragenen Arbeiten spielend erledigte, so daß es dem Vater des Dorfes möglich wurde, seine Früh-Schoppen ausgiebiger und mit bedeutend größerer Gemütsruhe als bisher zu sich zu nehmen.

Weniger behaglich fühlte Martin sich. Er rutschte nun während sieben Stunden des Tages auf seinem Stuhle umher. Des Kantors Bein- kleider saßen ihm wie ein Trikot und reichten nur bis zur halben Höhe des Unterlebens, weshalb Martin sie in den Stiefelschäften trug. Der Rock preßte ihm die Schultern zusammen wie in einer Zwangsjacke. Sein Hals hatte in den letzten Monaten eine schlankere Fassung gewonnen, aber die abgelegten „Waternörder“ des



Vor dem Schacht.

„Das bist Du.“

„Dabei sind Sie der einzige Mensch im Ort, der sich um mich kümmert.“

„Du nimmst die Stelle, nicht wahr?“

„So, wie ich aussehe?“

„Daran habe ich schon gedacht. Komme heute Nachmittag zu mir. Wir wollen meinen Kleidervorrat durchstöbern.“

„Sie sind ja viel kleiner als ich.“

„Das schon. Aber im Kreuz bist Du magerer

Stantors schnürten ihm doch die Kehlen zu. Er suchte sie immer wieder mit den Fingern zu lockern, und das bekam den weißen Stragen nicht gut: sie blühten ihre Unschuldssarbe ein.

Wenn er am Nachmittag von seinem Dienst nach Hause kam, warf er schleunigst die „Uniform“ ab und schlüpfte in die alten Kleider, die nach Rauch und Fischen dufteten. Dann arbeitete er noch ein wenig im Garten oder saß studierend in seiner Kammer und gestand sich, daß es die angenehmste Seite seiner Stellung sei, zeitig Feierabend zu haben.

Klein-Miezing hatte auch von seiner Berufsveränderung erfahren, denn sie schrieb ihm folgenden Brief:

Lieber Martin!

Oh, wie freue ich mich, daß Du nun ganz unter die Schreiber gegangen bist. Mein, mit der Räucherei, das war auch wirklich nichts für Dich. Daß Mudding mich weggeschickt hat, weißt Du wohl. Aber ich denke doch an Dich! Setze Dir nur ja mitunter die Stube aus; Staub ist so ungesund. Bald komme ich zurück. Wenn erst unsere Badegäste dort sind, braucht mich Mudding ja. Und dann sehen wir uns wieder. Weißt Du auch, warum ich schreibe? Du hast mir ein Gedicht versprochen — damals, Du weißt doch, für die Jacke. Wann kriegt es es? Schicke es nur hierher, aber bald!

Mit herzlichen Grüßen

Marie Schlußfe.

Martin saß auf seinem Stuhl im Bureau, allein, und las den Brief immer wieder. Freudige Empfindungen wallten in ihm auf, weil sie an ihn dachte. Und das „doch“ war sogar unterstrichen. Ja, er wollte ihr zum Dank ein paar frohe, hoffnungsvolle Verse senden. Leise, ganz leise, wie eine Glocke aus der Ferne, sollte ein Versprechen hineinklingen.

Aber durfte man etwas versprechen, wenn man nicht wußte, ob es jemals zu halten sei? Seine Ausichten waren mehr als schlecht. Denn was konnte so ein Dorfschreiber werden? Es gab jetzt schon genug Leute im Orte, die der Meinung waren, daß er für nichts und wieder nichts aus ihren Töpfen mitesse. Mochte der Stantor sich später auch wieder um ihn bemühen, mochte der Vorsteher ihn auch loben, — im allerbesten Fall schraubten sie sein Gehalt um ein paar Mark hinauf. Und Ol-Marielen war nicht die Frau, die ihre Tochter einem Hungerleider überließ.

Je tiefer sich Martins Geist in die Zukunft bohrte, desto hoffnungsloser erschien sie ihm. Grau, sonnenlos, ohne Weg und Licht. Im Grunde war alles beim alten, nur daß die Hosen nicht mehr an den Knöcheln, sondern zuerst an einer anderen Stelle rissen.

Draußen ging ein warmer Mairagen nieder und in den Blechrinnen gluckte und sang es. Martin laute am Federhalter und horchte. Monoton, in ununterbrochener Regelmäßigkeit, sangen die Tropfen in der Rinne, sammelten sich und schossen in dünnem Strahl heraus in das daruntergestellte Waschfaß. So entfielen die Sekunden seines Lebens in die große schwarze Lonne, die man Vergangenheit nennt.

Ach, Klein-Miezing, was willst Du von mir? Was kannst Du von so einem armen Stuhlquetscher erwarten? . . .

Zwischen di und mi
Steht eine hohe Heed,
Und dei bringt wi nie
Bun ehzen olen Fleck.
Ward dei Heed of grün,
Mag dei Heed of bläuhn —

Du stehst dor — und id stah hier.

Lach mi nich so an
Mit dien jung Gesicht,
Denn dien Mudding, Kind,
Süh, dei lied't dat nicht.
Kummst du doch tau mi,
Kiet¹⁾ dei Durnen²⁾ di —
Bliew³⁾ du dor — und id bliew hier . . .

¹⁾ Heizen. ²⁾ Dornen. ³⁾ Weibe.

In Rönneleshagen blühten die Linden. Ihr Duft mischte sich mit den Wohlgerüchen, die aus den Blumengärten emporschwebten, und mit den Parfüms der Stadtdamen, die an die See gekommen waren, um in Salzlust und Salzwasser neue Jugend zu gewinnen.

In alle Häuser strömten die fremden Gäste. Ol-Marielen stopfte ihre ganze Wohnung voll und zog mit Klein-Miezing, die nun zurückgekommen, in eine Gerümpelkammer auf dem Boden.

Bei Martin hatte sich ebenfalls ein Sommergast eingefunden: eine ernste, blasse Dame, die sich, noch im Reifemantel, sofort an das alte Klavier setzte und ein paar Akkorde anschlug.

Dann sagte sie: „Ich bleibe. Und besorge mir alles selbst. Sie haben keinerlei Umstände mit mir, Herr Muhl.“

Er murmelte etwas und ließ sie allein.

Sie blieb allein, hielt keinerlei Bekanntschaft, lag an den ersten Tagen meist im Liegestuhl, den sie sich im Garten aufgestellt, und ließ sich von der Sonne rösten. Wenn Martin grüßend vorbeiging, nickte sie freundlich.

Klein-Miezing beobachtete es mit traurigem Gesicht. Sie selbst konnte ihm nicht mehr freundlich zunicken, seitdem sie seine Verse erhalten, die er ihr ohne ein weiteres Wort zugeschickt hatte, sodaß sie wie ein Abschiedsbrief wirkten.

Aber sie mußte hinüberblicken, wann und wo es ihr möglich war, mußte ihn sehen und auch das Fräulein, das so träumerisch und müde in irgend eine unbekannte Ferne schaute . . .

Es war ein Sonntag Nachmittag. Das fremde Fräulein saß bei offenen Fenstern am Klavier und spielte.

Martin befand sich in seinem Stübchen. Klein-Miezing beobachtete ihn von ihrer Dachkammer aus und sah, wie er in einem Buche las, wie er aufmerksam auf das Spiel wurde, das Buch fortlegte, sich in seinem Stuhl zurücklehnte und andächtig den Tönen lauschte.

Es waren fremde Melodien, die bisher wohl nie in Rönneleshagen erklingen waren.

Martin hatte sich erhoben und ging unruhig in der Kammer auf und ab. Einmal neigte er sich weit hinaus aus dem Fenster und Marie sah, daß sein Gesicht von Erregung gespannt schien. Er strich immer wieder das Haar aus der Stirn, warf den Kopf zurück und wanderte. Dann blieb er jählings stehen.

Das Spiel ging über in die Melodie des Goethe'schen Liedes:

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen . . .“

Nun sang sie gar. Ein weicher, voller Sopran.

Was mochte in Martin vorgehen? Marie sah, wie seine Augen größer und größer zu werden schienen, wie sein ganzes Antlitz flammte und sein Aussehen sich völlig veränderte. Mit einem jähen Ruck wandte er sich ab vom Fenster, verschwand im Hintergrund der Kammer und kehrte mit der Geige zurück, die jahrelang in Staub und Dunkel gelegen hatte.

Und nun geigte er. Ein Haarschopf fiel ihm in die Stirn, seine Wangen glühten, und Marie meinte zu sehen, daß ihm die Rippen wie im Fieber bebten.

Getragen und sanft und doch wie glühende Wellen wogten die Töne zu ihr herüber.

Sie trafen wie brennende Pfeile Klein-Miezing's Herz. Sie mußte sich vornüber auf ihr Bett werfen und laut schluchzen . . .

Wie wunderbar schön war diese Welt! Selbst vom Rönneleshagener Gemeindeamt aus angesehen. Wenn Martin Muhl jetzt daran dachte, wie öde, nüchtern und hoffnungslos ihm früher das Dasein erschienen war, so verstand er sich nicht mehr. Und was hätte er nun gar an Rönneleshagen aussetzen sollen? Rönneleshagen war der Mittelpunkt der Welt, und es

gab ganz gewiß kein schöneres Stück Erd. Denn es war von einem Ende bis zum andern mit Musik erfüllt. Mit köstlich tröstender, be rauschender Musik, die vom Morgen bis Abend und vom Abend bis Morgen klang, bald lauter bald leiser, aber unaufhörlich. Sie kam aus den Bäumen und Hecken, aus den strohgedeckten Fischerhütten und blumigen Gärten; sie dröhnte bei nächtlichem Nordost wie Orgelklang von der rauschenden See herüber und hing sich als ein langes, harmonisches Echo an den gellenden Pfiff einer Eisenbahnlokomotive. Sie lie wesenlos durch die Luft, hüpfte die Straße entlang und sang aus den heiteren Augen junger Mädchen wie aus den verwitterten lächelnden Mienen alter, härtiger Fischer. Da selbst die hierheifere Stimme des Gemeinde vaters erging sich in lieblichen Symphonien; und wenn die eiligen Federn auf den Rönneleshagener Untsbriefbogen trakteten wie ungeduldige Katzenpfoten an der Tür — es war Musik, Musik . . .

Mit erhobenem Haupt, mit frischen, lachenden Augen ging Martin morgens aus dem Haus, schritt elastisch die Straße entlang, lachte fröhlich im Bureau, tat wie im Mause rein mechanisch seine Arbeit, und wanderte am Nachmittag mit heiter summenden Lippen wieder heim.

Denn nun konzertierten sie Abend für Abend miteinander, Grete Helius und er. Und sprachen von Musik und musikalischen Dingen. Das heißt: Grete sprach und Martin hörte zu. Sie mußte so viel zu sagen.

Er verstand nicht alles. Denn sie öffnete ihm eine fremde Welt: die Welt der Künstler und Künstlerinnen, die um Brot und Ruhm kämpfen, die Welt der großen Begeisterung und kleinen Einkünfte, das Reich des Schönen und Schmerzhaften, des vereinzelt Aufstiegs und des massenhaften vergeblichen Ringens, — sie führte ihn in das hohe, be rauschende, weltvergeßende Glück des Künstlertums und in sein niedriges, hungerndes Elend . . . Nie hatte er so das Paradies und die Hölle des Daseins nebeneinander gesehen.

Sie sprach nicht von sich. Aber er fühlte: so konnte nur jemand sprechen, der es am eigenen Leibe, an eigener Seele erfahren. Wie tief mußte sie an Menschen und Dingen gelitten haben! Und er begriff ihre Blässe und Müdigkeit in den ersten Tagen.

Nun freilich bräunten sich Gesicht, Hals und Hände unter der Sonne. Ein leises Rot legte sich wie ein Hauch auf ihre Wangen, und aus jedem Bad in der See kehrte sie frischer, elastischer zurück. Der träumerische Ausdruck ihrer Augen wich einem hellen, lebhaften Glanz und frei und leicht ward jede Bewegung, jedes Wort.

Mitunter hörte er ihrer Stimme zu wie einer fernen Musik. Schwiag sie, so schrak er wie aus einem Traum empor.

„Sie passen nicht auf, Herr Muhl.“

„Doch.“ Er wurde rot.

„Ehrlich!“

„Ich weiß nicht — zugehört habe ich . . . ja, ganz gewiß . . . aber mehr wie einem Konzert . . .“

Sie lachte und erhob sich: „Marchieren wir heute wieder?“

„Gern, wenn Sie wollen.“

Sie gingen am Meer entlang, besuchten die Dörfer der Umgegend in stundenweisem Umkreise und kamen auch einmal in die Höhle, aus der der Stantor ihn herausgeholt hatte.

„Ein wunderschöner Platz.“ sagte Grete Helius.

„Ja, da hab' ich viel gelegen.“ Er stieß mit dem Fuß die alten, vermoderten Säcke hinaus.

„Sie? Das müssen Sie mir erzählen.“

Er weigerte sich, aber auf ihr wiederholtes Verlangen stotterte er es doch hinaus; sein

Neben kam allmählig in ungebrochenen Fluß, und so erfuhr sie alles, was er von sich berichten konnte.

Wie eine Weichte war's — und auch ein Bericht von Glück und Schmerzen.

Seit dieser Stunde blickte sie ihn oft prüfend und aufmerksam an . . .

Die köstlichsten Stunden des Tages kamen am Abend, wenn das Meer nächtliche Frische anshauchte und der letzte Schimmer des Sonnenlichtes langsam verdämmerte.

Grete Helius saß am Klavier. Martin stand mit der Geige im Arm daneben. So musizierten sie. Es war ihm nicht immer leicht, in den Geist der fremden Stücke einzudringen, aber sie erklärte ihm ruhig und sachlich alle Schwierigkeiten, und tat es immer wieder, bis beide Instrumente zu lieblich harmonischem Spiel zusammenklangen.

Ein Eifer, wie er ihn nie und in keiner Sache gekannt, durchpflusste ihn und ließ ihn alles andere vergessen. Was innerlich schwer auf ihm gelastet hatte, was tief und unbewußt in ihm verschlossen gewesen, rang sich nun an das Licht und gab ihm das leichtbeschwingte Gefühl innerer Freiheit und Fröhlichkeit, — die glückliche Stimmung eines Menschen, der dunklen Empfindungen einen Weg gebahnt und die verständnisvolle Mitwirkung eines Freundes gefunden hat.

War der Abend vorüber und Martin wieder in seiner Kammer, so marschierte er noch lange wie ein Vär hinter dem Gitter auf und ab, alles noch einmal durchlebend, was ihm der Tag gebracht.

Er wälzte sich im Bett umher und kämpfte gegen die klingenden, brausenden, rauschenden Töne, die den Raum erfüllten, bis sie in immer weitere Ferne zu rücken schienen und ihn in Traum und Schlummer geleiteten.

So verging Woche um Woche. Martin Muhl hörte, fühlte und dachte nichts anderes mehr als Musik. Sie klang als Ton in seinen Ohren, sie stand verkörpert vor seinem inneren und äußeren Auge — als Grete Helius. Wie ein heimliches Lied wuchs in ihm ein Gedanke auf, den er sich kaum selbst gestehen mochte, den auszusprechen er nicht den Mut fand. Nur in seinen begeistertsten Stunden wagte er innerlich daran zu rühren. Oft schreckte er bange davor zurück. Musik . . . Musik . . .

(Fortsetzung folgt)

Lübecks Niedergang.

Von Karl Erler.

In den Städten erstand der Agrarwirtschaft des Mittelalters ein heterogenes Element. Die von ihnen zum Ausdruck gebrachten Prinzipien der Selbstverwaltung und der Körperschaftsgemeinde traten zu der Auffassung des territorialen Fürstentums, das Land, Leute und Regierung als fruchtbringendes und vererbliches Vermögensobjekt betrachtete, in absoluten Widerspruch. Es war nur eine Folge dieses Gegensatzes, wenn die letzten Jahrhunderte des Mittelalters von dem Kampfe beider Elemente erfüllt sind. Hatte der Hohenstaufe Friedrich II. durch die Constitutiones in favorem principum alle Bündnisse der Städte untereinander verboten und den Fürsten auch die alten Gerechtigkeiten über jene wieder zugeprochen, so sollte er selbst noch diese Maßnahme als einen Anachronismus erkennen. Die Bestimmungen über die Rechte der Fürsten blieben wirkungslos, die Städte schlossen sich enger zusammen und schließlich errichteten sie größere Bünde. Die schwäbischen Orte wurden der Grafen von Württemberg Herr und vereinigten sich mit den rheinischen wie mit den Schweizer Eidgenossen. So schien es eine Weile, als sollte, wie in Italien, auch in Deutschland das urbane

Prinzip die Oberhand vor dem agrarisch-feudalen behalten. Aber es schien nur so. Während die Eidgenossenschaft die Macht Oesterreichs entscheidend aufs Haupt schlug, unterlagen die süddeutschen Städte bei Döffingen, die rheinischen bei Worms den Fürsten. Damit war das Übergewicht der Territorialgewalten im Süden und Westen Deutschlands entschieden.

Die nördliche Hanse stand bei diesem Ringen abseits, als werde sie davon nicht weiter berührt. Es erklärt sich das zunächst aus der Tatsache, daß die soziale Struktur der Städte im deutschen Norden und Osten von jener der süd- und westdeutschen bemerkenswerte Verschiedenheiten aufwies. In den letzteren war unter der Nachwirkung der römischen Kultur und dem Einfluß der höher entwickelten flandrischen, gallischen und italienischen Nachbarschaft ein kräftiges Handwerk emporgekommen, das der Stadt sein Gepräge ließ, sich zur sozial bestimmenden Schicht emporgeschwungen hatte. Anders in den übrigen Gebieten. Hier blieb neben dem Grundbesitz, der Kaufmannschaft und den Gewerben, die sich durch materielle Interessen an beide gebunden fühlten, das hausindustrielle Element in der Minderheit. So wurden gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Hamburg 2643 Bürger gezählt, unter ihnen rund 400 Handwerker verschiedener Gewerbsrichtungen, neben die 104 hauptsächlich für den Versand der Feringe arbeitende Wöttcher, Niemer und Küper und rund 450 Brauer traten, beides Gewerbe, die mit anderen Produktionsarten eng verkoppelt erschienen.

Im Westen mußten sich die Stadträte ihre Selbstständigkeit von den Stadtherren oft in schweren und blutigen Kämpfen erringen. Nicht so im Norden und Osten, wo die Städte vielfach aus wilder Wurzel erwachsen. Die ältere Entwicklung des Südens und Westens kam ihnen zugute, deren fortgeschrittenere Stadtrechte, wie beispielsweise das Freiburger, auf sie übertragen wurden. Demnach trat auch der Gegensatz zwischen Rat und Grundherren bei weitem nicht so schroff hervor, neigte das Patriziat in der Folgezeit mehr zu den Feudalgewalten als zu den Bürgern der eigenen Stadt, die seine Macht bestritten und sein soziales Fundament zu untergraben trachteten. Da die Kaufmannschaft es zunächst mit dem Rat hielt, um gegen Ende des Mittelalters bald auf dessen, bald auf die Seite der Bürgerschaft zu schwanke, so nahmen auch die Zunftrevolutionen in diesen Gebieten einen anderen Verlauf als im Süden und Westen. Während dort die Reformbestrebungen der Zünfte durchweg zum Durchbruch kamen und die Verwaltung der Stadt entweder ganz oder überwiegend in die Hand der Gilden übergang, mochte es im Norden und Osten wohl gelingen, durch zeitweilige Koalitionen zwischen Klemtern und Kaufmannschaft das Patrizierregiment zu stürzen; immer wieder jedoch war die Reaktion imstande, gestützt auf die Gesamthansa und die benachbarten Fürsten, die alte Geschlechterherrschaft aufs neue einzuführen.

Die Verschiebung in den großen Verkehrswegen zu Ende des 15. Jahrhunderts bedeutete für Deutschland eine wesentliche Stärkung der Agrargewalten. An und für sich wäre es wohl möglich gewesen, den deutschen Handel dem anhebenden ozeanischen Verkehr anzugliedern, wie ja zumal von den süddeutschen Handelshäusern energische Anläufe nach dieser Richtung unternommen wurden. Wenn die Versuche nach anfänglichen Erfolgen schließlich fehlschlagen, so lag dies einmal an dem politischen Übergewicht, welches die Territorialmächte bereits erlangt hatten und das fortgesetzt wuchs, mehr jedoch an jener wirtschaftlichen Verschiedenheit, die zwischen dem Süden und Westen Deutschlands auf der einen, dem Norden und Osten auf der anderen Seite obwaltete. Da die letztgenannten Gebiete, auch soweit die Stadtwirtschaft in Be-

tracht kommt, noch mehr in der mittelalterlichen Agrarproduktion steckten, hielten ihre Handelselemente, die auf Grund der geographischen Lage die Führung bei der Verschlebung des Handels hätten ergreifen müssen, an den Traditionen der vergangenen Jahrhunderte fest, verknöcherten sie in fruchtlosen Mühen um die volle und exklusive Aufrechterhaltung der Privilegien und Monopole, welche das Charakteristikum ihres Handels während des Mittelalters ausgemacht hatten, ohne zu erkennen, inwieweit sie preisgegeben werden mußten, welche neuen Aufgaben die veränderten Verhältnisse ihnen stellten. Als jenseits des Weltmeeres der neue Kontinent emportauchte, und die Portugiesen die arabische Vorherrschaft im indischen Meere vernichteten, entzog dies nicht allein dem Handel der italienischen Republiken den Boden, die Bedeutung des Mittelmeeres als der zentralen Straße des Verkehrs ging überhaupt verloren. Ähnliches vollzog sich im Norden. Auch hier nahm die frühere Bedeutung des mare clausum der Ostsee ab, während die der Nordsee in beträchtlichem Maße stieg.

Am schwersten wurde von dieser Entwicklung Lübeck getroffen.

Als die Eroberungen Heinrichs des Löwen das Land zwischen Elbe und Oder der deutschen Kolonisation erschlossen, hatte dies eine völlige Verfehlung der Handelsverhältnisse an der Ostsee zur Folge. Wisby, der alte Vorort des deutschen Handels auf der Insel Gotland, wurde aus seiner vorherrschenden Stellung verdrängt, das Schwergewicht des Handels in das deutsche Kolonisationsgebiet verlegt. Dem Mutterlande von allen deutschen Wendenstädten zunächst befindlich, dabei von vorzüglich geschützter Lage, war es Lübeck, das den Rang des deutschen Vorortes an der Ostsee an sich riß. Indem es mit den übrigen deutschen Ostseestädten eine engere Verbindung herstellte, schuf es den Kern der nachmaligen Hanse. ~~Beständig wuchs diese auf jener~~ Gemeinschaft der Ostseestädte, wirtschaftlich auf dem Monopol des Ostseehandels. Das wichtigste Transitgebiet des letzteren bildeten die sächsischen Städte, die denn auch früh als Glieder der Hanse erschienen. Je weiter der Ostseehandel drang, um so weiter spannte sich auch der Kreis der Hansastädte, zu denen schließlich alle bedeutenderen Orte Norddeutschlands und des Westens zählten. Mit der Verschiebung der Verkehrswege aber geriet dieser stolze Bau ins Wanken. Als der atlantische Ozean die große Verkehrsader der nächsten Jahrhunderte zu werden begann, glitt auch das maritime Schwergewicht hinüber zu den Völkern des Westens, vor allem zu Holländern und Engländern, welche die Produkte des Ostens für ihre Manufakturen brauchten und beim Einkauf die hanseatische Zwischenhand auszuschalten trachteten. Gefördert von den skandinavischen und dänischen Königen, die das hanseatische Monopol drückend empfanden, brachen sie in die Ostsee ein und trugen damit den Zwiespalt der Interessen in die Hanse selbst. Denn ihre Hauptanlegehäfen Danzig und Stettin, ebenso wie Hamburg an der Elbmündung hatten von der neuen Entwicklung der Dinge in gleichem Maße den Vorteil, wie der Vorort Lübeck den Schaden.

Diese Sachlage diente gewiß nicht dazu, den in Lübeck bestehenden und seit Jahrzehnten genährten tiefen Gegensatz zwischen Patriziat und Bürgern abzuschwächen. Schon Ende des 14. Jahrhunderts hatte der Rat eine gegen die Geschlechterherrschaft gerichtete Verschwörung blutig unterdrückt. Von den Braunschweiger Gilden war nämlich 1374 der alte Bürgermeister der Stadt enthauptet, der Rat abgesetzt und eine Verwaltung aus Handwerkern errichtet worden. Da das vertriebene Patriziat Unterstützung seitens der Räte anderer Städte fand, gelangte die Angelegenheit vor den nächsten Hansetag. Gemäß einem Regreß von 1360, unter An-

Drohung der Verbanung wider Braunschweig, wurden hier Hamburg, Lübeck und Lüneburg mit der Untersuchung des Konflikts beauftragt. Die Braunschweiger Gilden suchten zwar die Intervention durch ein an die Räte der drei Städte gerichtetes Schreiben zu vereiteln, das vom Patriziat um so weniger mißverstanden werden konnte, als darin die Schuldenwirtschaft des Rates gegeißelt, die Verschwerung der Zünfte durch Tuch-, Korn-, Hans-, Wein-, Bier-, Kuh- und sonstige Viehsteuern sowie durch Zölle auf mancherlei Waren, was sonst nicht gewesen sei, dargestellt und den Leuten der Orte für den Notfall Hilfe wider den eigenen Rat versprochen ward. Freilich war das Bemühen der Braunschweiger erfolglos, lieferten doch bezeichnenderweise die Gilden der Krämer und Goldschmiede zu Lübeck den Sendbrief ihrem Stadtrate aus. So mußten die Braunschweiger auf dem Hanse- tag im Weisheit von 8 Vertretern der vertriebenen Geschlechter eine tiefe Demütigung über sich ergehen lassen, alle verjagten oder flüchtig gewordenen Patrizier wieder aufnehmen, den Hingerichteten eine Sühnekapelle erbauen und sich verpflichten, den Rat ihrer Altstadt nur mit Rentnern und Kaufleuten zu besetzen.

Diese Vorgänge hatten naturgemäß bei den nicht mit dem Rat haltenden Leuten Lübecks tiefe Erbitterung erzeugt. Als dieser nun Ende 1380 glaubte, mit der Ausschreibung neuer Steuern vorgehen zu können, widersetzten sich jene auf das entschiedenste und bewaffneten sich unter Führung der Knochenhauer. Aber auch die Kaufleute griffen zu den Waffen, angeblich um ihre Buden am Markt zu schützen, in Wahrheit jedoch zugunsten des Rates, der zudem heimlich mehrere tausend Mann zur Hilfe in die Stadt zog und sie in dem überwiegend ratsfreundlichen nördlichen Teil sowie in den Kaufmannsquartieren stationierte. So kam es zu neuen Verhandlungen, in denen die Leuten ~~Waren, Kaufleute, Brauer~~ Kaufleute, Brauer und Schiffer auf Seiten des Rates verharren. Man kam ihren Beschwerden zwar der Form nach in etwas entgegen, aber ihrem nächsten Begehren nach freier Verfügung über die Verkaufsbuden am Markte wurde nicht willfahrt, da sich an dieser Frage generell die Stellung des Rates zur Verwaltung der Zunftämter entschieden hätte. Dagegen mußten die mit den Knochenhauern vereinigten Gilden schwören, nie mehr mit jenen ein Bündnis einzugehen. Es war eine unbezweifelte Niederlage der Leuten. Aber was mit offener Gewalt nicht zu erreichen gewesen, sollte auf dem Wege der Verschwörung durchgesetzt werden. Die Seele derselben war ein wohlhabender Bürger, Heinrich Paternostermaier. Seine Hauptstütze fand er wiederum unter den Knochenhauern, die bei ihren Viehkäufen auf dem Lande auch den stadtfreundlichen Adel in die Verabredung zogen. Nach

den Mitteilungen der Ratschroniken bestand der Plan, während eines angelegten Brandes den Rat in der allgemeinen Aufregung zu ermorden und ein neues Stadtr Regiment aus Kaufleuten und Handwerkern zu errichten. Der Anschlag wurde jedoch im letzten Augenblick von einem der Beteiligten verraten, und nun nahm das Patriziat eine schreckliche Rache. Die Häufel führer und alle Verdächtigen zog man ein und richtete sie hin. Die Verfolgungen währten vom Dezember bis in die Fastenzeit des folgenden Jahres. In diesen vier Monaten wurden täglich mindestens drei bis vier Menschen zum Tode

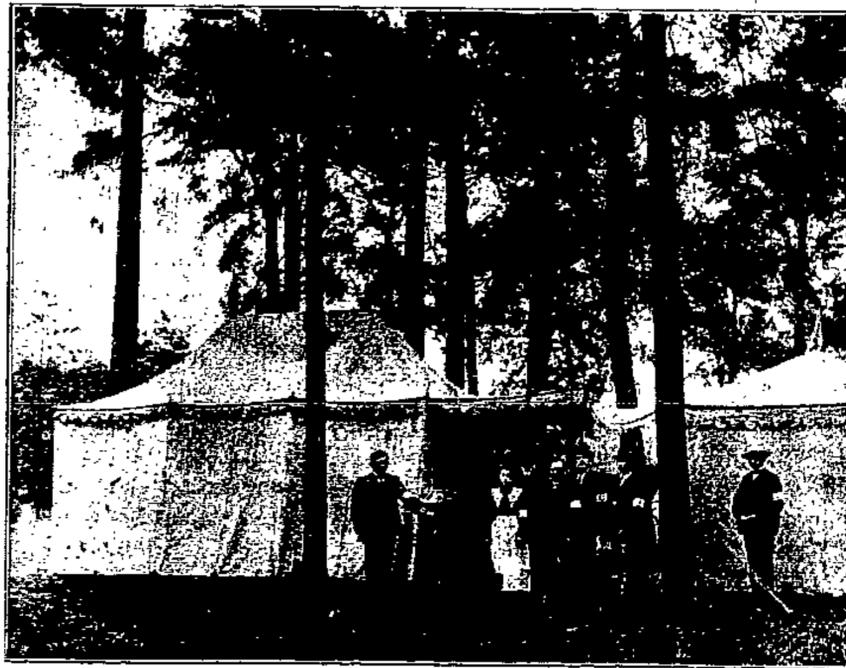
befördert, so daß die Mord- und Marterwerkzeuge erneuert werden mußten, weil sie von dem häufigen Anprall auf Menschenknochen mürbe wurden. Viele Hunderte retteten nur durch die Flucht ihr Leben. Damit nicht genug, dezimierte der Rat das Gewerbe der Knochenhauer. Während es früher auf dem Markte vier Reihen Verkaufsplätze inne hatte, gab es deren fortan nur mehr zwei; zudem sollten lediglich nur noch solche Personen in das Amt befördert werden, die 5000 Mark heutiger Währung an schuldenfreiem Ver-



Ein Abend bei den Arbeiter-Samaritern.

mögen besaßen. Um ihre oppositionelle Energie zu brechen, wurde also die Zunft von Rats wegen auf eine bestimmte und geringere Mitgliederzahl beschränkt, und es ist dies ja überhaupt der Modus, nach dem im Norden sich die „Schließung“ der Leuten vollzog.

Gerade die Ueberspannung der Reaktion ließ den Sieg des Rates nicht von langer Dauer sein. Schon 1403 mußte er einen ständigen Ausschuß von 60 Bürgern neben sich dulden, den er in allen wichtigen Angelegenheiten beizuziehen hatte. Bald erzwang die Bürgerschaft die Anerkennung der Plenipotentes, von 12 Bevollmächtigten, die sich die Privilegienbriefe der Stadt vorlegen lassen, überhaupt die gesamte Ausführung des Rates überwachen sollten. Von hier



Selle der Arbeiter-Samariterkolonnen.

bis zur Vernichtung des Selbstergänzungsrechts des Rates und seiner Ernennung durch die Bürgerschaft war nur mehr ein Schritt. Mochte das Patriziat sich sträuben, es mußte dem Ansturm der Zünfte weichen, denen diesmal auch die Kaufmannschaft zuneigte, da auch sie von den oben-erwähnten Verfolgungen hart betroffen worden war. So wurde der Rat durch Zunft- und Kaufleute erweitert, dem Stadtr Regiment ein anderes Gepräge im Sinne der Gemeinde verliehen. Aber der Sieg der Leuten am Vorort der Hanja löste die gleichen Widerstände aus, wie es Braunschweig gegenüber der Fall gewesen. Die Stadt

verfiel der Reichsacht und die Gesamthansa griff ein. So kam 1416 ein Vergleich zustande, der die Maßnahmen des neuen Rates für ungültig erklärte, den Ausschuß der Sechziger auflöste und den alten Rat feierlich wieder einsetzte. Um das Werk der Reaktion zu krönen und endgültig mit der Opposition der Zünfte aufzuräumen, faßte der Lübecker Hanse- tag von 1418 den Beschluß, jede Stadt, welche sich gegen ihre alte Obrigkeit auflehnte, vom Bunde auszuschließen und die Anführer und Anstifter solcher Ver-

schwörungen mit dem Tode zu bestrafen. Diese Haltung der Gesamthansa und die zwangsweise Beschränkung der Zünfte auf eine vom Rat gesetzte Mitgliederzahl sicherte zunächst das Geschlechter-Regiment. Die Koalition zwischen Zunft und Kaufmannschaft war nun eben keine

dauernde. Jede von beiden wollte wohl in ihrem Sinne eine Weiterentwicklung der städtischen Tausch- und Marktwirtschaft. Aber jene betonte das industrielle, diese das händlerische Moment, das sich im Norden noch überwiegend als Ueber-schussverwertung der Naturalwirtschaft und als Produktenhandel und Produktaustausch entfernter Gegenden darstellte. Zu Lübeck ließ es sich zwar der Bürgermeister Castorp angelegen sein, das extrem agrarische Element in etwas zurückzudrängen, die gemäßigteren Kreise des Patriziats mit den größeren Kaufleuten und den Schifffahrtsgesellschaften enger zu vereinigen. So lange sich in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts der hanseische Handel noch hob, hatte diese Politik auch Erfolg. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts änderte sich dies jedoch. Wohl hatte das Patriziat an der Entfaltung des Handels, dem es einen Teil seiner Grundrenten zuführte, ein gewisses Interesse. Aber von seinen auf dem Grundbesitz ruhenden wirtschaftlichen und politischen Vorrechten wollte es nicht nur nichts einbüßen, die wachsende Macht der Agrar-gewalten im Reich farbte auf sein Regiment ab, trieb es, seinerseits eine ähnliche Herrschaft über die Stadt anzustreben, wie sie die Territorialgewalten mehr und mehr über ihre Landschaften gewannen.

(Schluß folgt.)

Samariterdienst in alter und neuer Zeit.

(Schluß.)

Und zu Friedenszeiten wurde schon im Altertum der Samariterdienst fleißig gepflegt. Allerlei Methoden des Heilverfahrens kamen z. B. in den alten Kulturländern zur Anwendung, die die Mitarbeit eines geschickten und geschulten Laientums dem ausübenden Arzte von Nutzen erscheinen ließ.

Aber erst im Mittelalter, als die Klöster zur Blüte kamen, kann man von einem eigentlichen privaten Samariterdienst sprechen. Die Klosterinsassen zogen hinaus in das sehr oft von Seuchen und Epidemien schwer heimgesuchte platte Land, wanderten von Hof zu Hof, die Kranken zu pflegen, unbekümmert um ihre eigene Gesundheit und ihr eigenes Leben. In den Wäldern suchten sie nach heilkräftigen Kräutern und Wurzeln, aus denen dann in ihren Laboratorien Balsam für Wunden und Arzneien gegen Krankheiten gewonnen wurden.

Natürlich gab es außer diesen klösterlichen Krankenpflegern auch Privatpersonen, welche sich der Samaritertätigkeit widmeten. Diese waren ihren Berufen nach hauptsächlich Barbier, Schäfer und Scharfrichter.

Wohl war auch schon im Mittelalter die Heilkraft der Lonerde bekannt, welche jetzt in flüssigem Zustande so weite Verbreitung gefunden hat; diese wurde in pulverisiertem Zustande auf die Wunden gestreut. Vereiterte oder verseuchte Wunden wurden wohl auch in Lonerdebrei eingekapselt (dies letztere wohl nur, um den üblen Geruch einzudämmen). Die Wasserbehandlung jedoch war mit der Zeit ganz außer acht gelassen worden. Dazu kamen Salben- und Schmierkuren. Von der Nützlichkeit der Reinhaltung der Wunden war man aber

Merzte sowie die zu ihrer Unterstützung ausgebildeten Feldschere (die Vorläufer unserer heutigen Sanitätsmannschaften) sahen sich genötigt, wieder zu den schädlichen Schmier- und Salben zurückzukehren. Die Folgen waren die gleichen wie früher: die Wunden vereiterten, verseuchten, wurden brandig und die Kranken starben massenhaft. Selbst noch in den großen Kriegen der 60er und 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts richtete das damals gebräuchliche Verbandmaterial, die an und für sich schon unreine Scharpie, welche zum Ueberflus noch mit unreinen Fingern gezipft wurde, bei der Wundbehandlung großen Schaden an. Trotz reichlichen Gebrauchs der desinfizierenden Flüssigkeiten, wie Karbol, trotz aufopfernder Pflege seitens des Sanitäts- bzw. Samariterpersonals

Industrie machten sich auch innerhalb der industriell tätigen Arbeiterschaft Bestrebungen geltend, welche denen des Roten Kreuzes parallel laufen: das Samariterwesen fand auch innerhalb des klassenbewußten Proletariats seine Anhänger. Einfache Männer des Volkes, eine Anzahl Berliner Zimmerleute, unterstützt von zwei Ärzten, gründeten im Jahre 1888 in Berlin einen Lehrkursus in der ersten Hilfeleistung bei Unglücksfällen. Es folgten, namentlich seit 1901, Neugründungen in rascher Folge, durch Turn- und Radfahrvereine, Gewerkschaften, Krankenkassen usw. unterstützt, da man dort den Wert der Samariterkolonnen für die Arbeiterschaft erkannt hatte. Aber auch die aus den bürgerlichen Sanitätsverbänden ausgeschiedenen oder wegen ihrer politischen Bestimmung ausge-



R. de Witt: Die Kartenpartie.

(„In in desen Tempo spelten sei denn nu weder, un't was sinner, as wenn sei sic bi den Kopp kriegen wullen, un hadden doch de besten Bestimmungen gegen enanner.“
Fritz Reuter, „Mit mine Stremtid“ II, 2.)

wenig überzeugt. So ist es leicht erklärlich, daß mit den angeführten Heilsystemen viel Schaden angerichtet wurde.

Erst im Jahre 1732 erkannten französische Merzte die Unzulänglichkeit der gepflegten Heilmethoden, und die Militärärzte Lombard, Percy und Larrey empfahlen wieder die Wasserbehandlung, fanden auch viele Anhänger und setzten es durch, daß die Schmier- und Salbenverbände möglichst eingeschränkt wurden.

Allein in den nun folgenden Jahrzehnten, in welchen die Kriegsfurien blühende Länder zerstörten, war es kaum möglich, selbst das nötige Wasser zu Koch- und Trinkzwecken heranzuschaffen; so ist es denn auch leicht erklärlich, daß frisches, klares Wasser zu Heilzwecken erst recht nicht vorhanden war, und die praktischen

starben die Verwundeten massenhaft am sogenannten Hospitalbrand. Und gerade diese Kriege im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts waren der Anlaß, daß das Sanitäts- bzw. Samariterwesen in neue Bahnen gelenkt wurde.

Mit Hilfe des Mikroskops entdeckte man den Eitererreger, man gelangte zu der Erkenntnis, daß das Verbandmaterial peinlichst sauber gehalten werden muß, und daß vor allem sowohl ausübende Merzte wie Samariter die Berührung der Wunden mit Fingern vermeiden müssen. Auf der Grundlage dieser Erkenntnis wurden die Mitglieder der sich allerorten bildenden Sanitätsverbände vom Roten Kreuz unterrichtet.

Bei der nach dem letzten deutsch-französischen Kriege einsetzenden Entwicklung der deutschen

schlossenen Mitglieder gründeten Arbeiter-Samariterkolonnen, so in Dresden, Köln, Weissen, Hamburg, Nürnberg, Elberfeld und Pirmasens, Kassel, Magdeburg, Turlach u. a. m., welche sich kürzlich zu einem Arbeiter-Samariterbund zusammengeschlossen haben. Alle diese Kolonnen stehen im wissenschaftlichen wie im theoretischen Teile unter der Leitung von Ärzten und halten außer dem Lehrmaterial reichhaltige Bibliotheken zur freien Verfügung der Mitglieder. Die ausgebildeten und mit Erfolg geprüften Samariter verrichten auch außerhalb ihrer Arbeitsstätten den Samariterdienst. Mit einer Verbandstasche ausgerüstet, nur kenntlich an der weißen Armbinde mit weißem Kreuz in rotem Felde stehen sie bei Festlichkeiten oder Versammlungen der organisierten Arbeiterschaft jederzeit

zur Hilfe bereit. Die Kolonnen in Städten mit starker Arbeiterkonzentration besitzen große Zelte als Rettungswachen.

Unsere Abbildungen zeigen uns einen Lehrabend, in dem die Samariter unterrichtet werden, Verunglückten oder Erkrankten zweckentsprechend Hilfe zu bringen und Zelte der Kolonnen in größeren Städten.

Aber nur der kann sich eine richtige Vorstellung von dem Inventar dieser Rettungstationen machen, welcher Gelegenheit hatte, diese näher kennen zu lernen. Da finden wir auf eigens dafür gebauten Tischen Flaschen mit den gebräuchlichsten Arzneien gegen plötzliche Erkrankungen, peinlichst sauber gehaltene Glasschränken enthalten chirurgische Instrumente, ferner einen Sterilisierapparat, die vollständige Einrichtung einer eventuell, natürlich nur von Ärzten, vorzunehmenden Chloroformnarkose, einen Sauerstoffapparat, Glasirrigatoren zur Spülung verunreinigter Wunden, Apparate zur Entleerung und Reinigung des Magens; große, staubfrei verschließbare Blechkästen enthalten eine Menge Verbandmaterial (ist es doch schon vorgekommen, daß an einem einzigen Feste bei einer Besucherzahl von zirka 40 000 Personen innerhalb 8 Stunden rund 100 Binden, 10 Meter Verbandmull, etwa 3 Kilogramm Watte verbraucht wurden). Ferner sehen wir einen Spirituskocher, auf dem stets heißes Wasser gehalten wird, große Wannen mit Eis usw. Im Hintergrunde der Zelte, durch eine Scheidewand in zwei Teile geteilt, stehen die Feldbetten für Erkrankte; große Planenstücke und wollene Decken vervollständigen auch diese Abteilung. Aus all diesem kann man ersehen, wie gut geschult unsere Samariter sein müssen, um das auch alles einwandfrei verwerten und anwenden zu können.

Groß und vielseitig ist der Dienst, welchen sich die Arbeitersamariter übernommen haben, aber unberührt wird alles ausgeführt, gilt es doch, dem Proletariat einen Dienst zu erweisen.

Auch die Erholungsstätten für die Arbeiter gehören hierher; deshalb soll von ihnen gleichfalls hier, wenn auch nur an einem außsergewöhnlichen herausgegriffenen Beispiel, die Rede sein.

Stuttgarts schöne Lage und herrliche Umgebung ist bekannt. Auf allen Seiten blicken freundlich bewaldete Höhen auf die Stadt herab, und es gibt keinen Punkt daselbst, von dem man nicht in einer halben Stunde zum Wald gelangen könnte. Der Einheimische liebt und schätzt den Wald. An den Höhen hinauf gegen den Kriegsberg, die Karlshöhe, den Hasenberg oder der Weinsteige nach dem Luftkurort Degerloch zu, klettern die Straßen und Staffeln mit den herrschaftlichen Wohnhäusern. In dem Tale des Resenbachs aber, das den Hasenberg von der fruchtbaren Filderebene trennt, drängt sich die Arbeiterschaft zusammen. Daneben herrscht der „Wengertler“*) vor. Hier lebt denn auch der älteste Stuttgarter Parteiverein, der ehemalige „Arbeiterverein Geslach“. Wenn dieser Ortsteil auch offiziell schon lange nicht mehr Geslach, sondern Karlsborstadt heißt, so haben die Einwohner doch ihre alte Ortsbezeichnung beibehalten.

Als vor einigen Jahren auf die Organisation der Jugend erhöhtes Augenmerk gerichtet wurde, machte sich der Mangel an passenden Spielplätzen bitter bemerkbar. Dazu kam, daß auch die Alten ein Bedürfnis hatten, sich des öfteren außerhalb der Versammlungstätigkeit zu fröhlichem Tun zu vereinen. Hierzu konnte natürlich für diese Naturkinder nur der geliebte Wald in Frage kommen. Wohl feierte dieser oder jener Verein einmal im Jahre auf gemieteten Parzellen sein Waldfest, aber an den

übrigen Sonntagen verteilte man sich nach allen Richtungen der Windrose.

Als sich darob im Frühjahr 1908 die Gelegenheit bot, ein Wald- und Wiesengrundstück in der Nähe der Stadt günstig zu erwerben, griff der Geslacher Verein rasch zu, schneller, als man es in der Regel für gut finden wird. Zwischen erster Versammlungsberatung und Abschluß des Kaufes lag keine Woche. Der berechnete Glaube an den Zusammenhalt der Genossen ließ schließlich die Bedenken ob der Blöchllichkeit verstummen.

In den nächsten Wochen regten sich droben auf dem Bläse im Gewand Wolfersberg, zwanzig Minuten außerhalb der Stadt, zahlreiche Hände. Es war aber auch wirklich ein schönes Fleckchen Erde, rund 13 Ar Wald, Buchen, Eichen und einige Tannen, 28 Ar Baumgut, hoch und trocken gelegen. Den Rücken der Wiese deckten schattenspendend die hohen Bäume des Staatswaldes, durch den Waldteil aber rieselte ein schmales Bergwassertalab. Was nun dort oben entstand, das wuchs so recht aus eigener Kraft. Zimmerer bauten eine Schutzhütte, die allein 105 Quadratmeter Bodenfläche mißt. Ausgesperrte Maurer halfen die Umzäunung aus Drahtgeflecht ziehen. Berufsangehörige aller Art errichteten unter Anleitung der Schreiner Tische und Bänke, wieder andere ebneten einen Platz zum Spielen, säuberten den Wald oder bauten an einer reizenden Holzbrücke über den „reißenden Gebirgsstrom“.

Die ganze Einrichtung war von vornherein dauerhaft angelegt, sollte es doch kein Damensalon, sondern ein Spielplatz werden. In der Schutzhütte finden 200 Personen Sitzgelegenheit; im Walde dagegen stehen Tische und Bänke zwanglos verteilt, hier mal eine Gruppe beieinander, dort ein lauschiges Plätzchen für eine einzelne Familie, hier ein Baumstumpf zum Stuhl verwandelt. Die Erbauer waren dabei nicht an die Zweckmäßigkeit eines Restaurationsgartens gebunden, sondern konnten dabei schon einmal dem Geschmack die Zügel schießen lassen, wurden sie doch selbst Wirt, Gast und Kellner in einer Person. Aber auch der Kleinen und Kleinsten ward gedacht, sollte das „Waldheim“, wie der Platz genannt wurde, doch den ganzen Familien dienen. Zwei große, starke Schaukeln, ein Sprunggestell mit Sprungbrett und ein sechseckig umrahmter Sandhaufen dienen diesem Zwecke.

Als dann am 14. Juni 1908 das „Waldheim Geslach“ seinem Zwecke übergeben werden konnte, blickten die Mitglieder befriedigt auf ihr Werk, als auf ein Wahrzeichen gemeinsamen Wirkens. Das lebhafteste Interesse der Stuttgarter Arbeiterschaft an dieser Neugründung zeigte schon der Besuch an diesem Tage, der allein an zweitausend Erwachsene zählte. Fast alle Bezirke der Stadt und eine Reihe anderer Orte des Wahlkreises waren durch Genossen vertreten. Im Walde hing eine Hängematte neben der anderen. Wer keinen Sitzplatz fand, machte sich auf dem Wald- und Wiesenboden bequem, wie dies ja bei den schwäbischen Waldfesten allgemein üblich ist. Mit Recht konnte in seiner Festrede der Reichstagsabgeordnete Gildenbrand darauf hinweisen, daß dieser Platz, hervorgegangen aus eigener Kraft und gemeinsamer Tätigkeit, ein Symbol des Zusammenhalts sein sollte, daß dieser Platz die Genossen, die sich sonst nur in den Stunden ernster Parteiarbeit kennen lernen, mit ihren Familien und besonders mit der heranwachsenden Jugend näher bringen sollte.

Diese Hoffnung hat dann der Festplatz auch erfüllt. Wenn er auch später nie wieder eine so große Personenzahl zu gleicher Stunde vereinigte, wozu er ja auch nicht bestimmt war, so brachte doch jeder Sonntag und mancher Werktagabend einen guten Besuch. Wer

gerade nicht weiß wohin, im Waldheim findet er immer Gefinnungsfreunde. Eine Bedienung der Gäste gibt's dort allerdings nicht. Wer etwas will, holt es sich selbst von der Büfett-hütte, wo Genossen abwechselnd wirtschaften. Alle Preise sind natürlich nur auf die Deckung der Selbstkosten zugeschnitten, denn die Unterhaltungskosten werden zum Teil aus den Jahreseinlaßkarten, die nur an Parteimitglieder abgegeben werden, gedeckt. Diese Karten, welche die ganze Familie zum Besuche berechneten, haben leicht Anklang gefunden, da sich allein hierdurch der Trinkzwang vermeiden ließ.

Schon im ersten Jahre hat sich diese Neueinrichtung gut entwickelt. Eine angrenzende 14 Ar große Wiese wurde als Spielplatz für die ältere Jugend dazugekauft, Brunnen, Regelpfad und Schießplatz neu angelegt, wobei es möglich war, Regler und Schützen im Schatten des Waldes zu postieren. Während der Sommerferien wird der Platz täglich nachmittags geöffnet und von Erwachsenen beaufsichtigt. Einige Male im Jahre führt ein großes Fest mit Konzert die Mitglieder zusammen, in der Regel einmal im Frühjahr und Herbst und im Sommer ein Tag, der besonders den Kindern gewidmet ist. Zur Deckung der dadurch entstehenden Mehrkosten leisten dann die Besucher einen besonderen Beitrag.

Die anfänglich gehegten Befürchtungen, die Parteiarbeit könne durch solche Veranstaltungen Schaden leiden, haben sich nicht bewahrheitet.

Die Verwaltung liegt in Händen einer besonderen Kommission mit vollständig getrennter Kassenführung. Das heute 4971 Quadratmeter umfassende Anwesen stellt einen Bodenkaufris von 6700 Mk. dar, wozu dann noch 3600 Mk. für die Einrichtung kommen. Diese Gelder sind, soweit sie nicht bereits aus den Erträgen gedeckt werden konnten, zumeist durch verzinsliche Anteilscheine von 5, 20 und 100 Mk. aufgebracht. Wie das Gewerkschaftshaus in der Stadt, so ist ihr Waldheim den Geslachern ein Sammelpunkt im Freien geworden, der die Arbeiter einander näherbringt.

Die günstigen Ergebnisse der Geslacher Gründung waren wohl Veranlassung, daß im Jahre 1909 auch der Stuttgarter Gesamtverein zur Gründung eines solchen Waldheims am entgegengesetzten Ende der Stadt schritt, wozu ihm allerdings eine Schenkung von 3000 Mk. behilflich war. Dieser Platz mit rund 70 Ar Fläche liegt auf der Filderebene beim Dorfe Sillenbuch, etwa ¾ Stunde von der Stadt entfernt. Der nächste Weg führt die Bopferstraße hinauf, ständig durch schönen, schattenspendenden Hochwald. Auf dem Bläse angekommen, finden wir einen großen abgegrenzten Raum den Spielen der Jugendorganisation reserviert, ein anderer Teil ist der Allgemeinheit gewidmet. Dort stehen Wirtschafts- und Schutzhütte, Schaukeln, Wippe und sonstige Kinderspielgelegenheiten. Außerdem stehen kleinere Spielgeräte den Jüngsten zur Verfügung. Für die Alten, die gern abseits des Trubels weilen, ist, durch einen Weg abgetrennt, im Walde ein stilles Plätzchen geschaffen.

So verspricht denn auch das „Waldheim Stuttgart“, wie man das neue Unternehmen zur Unterscheidung von der älteren Geslacher Gründung taufte, für die Nachbarschaft eine gleiche Bedeutung wie das Geslacher „Waldheim“ zu erlangen.

In Diefeld hat neuerdings die dortige Zahlstelle des Metallarbeiterverbandes ein Waldgelände zu ähnlichen Zwecken erworben.

Nicht überall liegen die Verhältnisse solchen Unternehmungen günstig oder liegt dazu auch nur eine Notwendigkeit vor. Wie aber an vielen Orten die Gewerkschaftshäuser notwendig geworden sind, so erheischen auch diese ersten Versuche praktischer Jugendpflege einiges allgemeines Interesse. —

*) Weingärtner.

Zu spät.

Erzählung von Karl Morburger.

Frau Zelbing näherte sich der Thür: „Ich geh' schon! Ich geh' schon!“ und die Thür öffnend, ruft sie noch zurück: „Aber sag'n mir's gleich! Ich bin schon so neugierig!“

Sie verläßt das Zimmer. Wie sich die Thür hinter ihr schließt, greift er nach dem Brief, reißt hastig das Kuvert auf und entnimmt ihm den Brief. Er öffnet das Blatt, da fällt ihm ein zweites, kleines Kuvert heraus. Instinktiv greift er danach; vorn steht etwas geschrieben. Er liest langsam, Buchstabe um Buchstabe: „Zehn Noten à hundert Kronen!“ Und jetzt fängt er an zu zittern an, ein Zittern, das jeden Nerv erfasst und schüttelt, ein Zittern, das das Blut treiben und jagen macht, das die Augenlider und die Wimpern beben läßt, so daß er nichts mehr sieht. Und in seinem Kopfe schwirrt es: „Was?! Was? . . . Zehn Noten . . . zehn Noten . . . a hundert . . . tausend Kronen . . . zehn Noten a hundert . . . Mir? Mir?!“

Er will den Satz nochmals lesen. Aber die Lider beben immer stärker und so verschoben sich die Buchstaben ineinander. Er kann die Worte nicht entziffern, aber sie leben in seinem Hirne, dort leben und dröhnen sie, dröhnen, wie die Metten des Webstuhls: „Zehn Noten à hundert Kronen! — Zehn — No — ten — à — hundert — Kro — nen!“ Er schließt betäubt die Augen und gleitet auf den Stuhl nieder. Zwei, drei Minuten sitzt er regungslos dort. Dann erholt er sich. Das Säumern im Kopfe und das Zittern des Körpers läßt nach. Jetzt öffnet er die Augen. Sein Blick fällt auf den halbgeöffneten Brief. Hastig greift er nach dem Blatte, faltet es auseinander und liest:

„Euer Wohlgeboren! Ihre Tante, Frau Julie Nowak, Gemischtwarenhändlerin in Seilagenberg bei Olmütz, ist am 7. Dezember dieses Jahres selig im Herrn verschieden. Nach dem bei mir am 12. August 1899 hinterlegten und unter allen gesetzlichen Anforderungen aufgestellten Testament hat die Verstorbene jedem ihrer Nefsen und Nichten je eintausend Kronen öfterreichischer Währung vermacht. Da das Vermögen der Verbliebenen in barem Gelde auf dem hiesigen Postsparkassenamte hinterlegt, bin ich in der Lage, Ihnen angeschlossen Ihr Erbteil einzuhändigen. Die gesetzliche Erbschaftsteuer wird einem Wunsche der Verbliebenen zufolge von dem im Ante erliegenden Betrage separat bestritten, so daß Sie Ihren Anteil unverkürzt erhalten. Ich bitte um ordnungsgemäße Bestätigung des — in Gegenwart zweier Zeugen — angeschlossenen Betrages von tausend Kronen österreichischer Währung und zeichne hochachtungsvoll

Ferdinand Musil, k. k. Notar.

Herrn Franz Nowak, Fabrikarbeiter, Brunn, Franz-Josefs-Strasse 35.“

Der Brief entgleitet seiner Hand. Er sitzt dort und flüstert ganz leise und ganz langsam vor sich hin:

„Also doch! Die Tante Julie ist gestorben und ich erb' tausend Kronen . . . Und ich erb' tausend Kronen . . . Tausend . . .“

Wölzlich fährt die Freude durch alle seine Glieder, vom Hirne blühschnell durch alle Adern. Er greift nach dem kleinen, weißen Kuvert, entnimmt ihm die zehn Hundertkronen-Noten, seine Augen sind weit geöffnet, seine Brust hebt und trunkt sich erregt und — die Noten in den Händen — leuchtet er vor sich hin:

„Also — das ist mein Geld . . . Das ist mein Geld! Ich hab' tausend Kronen! Also . . . ich hab' Geld! Die Tante Julie ist tot . . . und ich erb', ich erb' . . . tausend . . . ich erb' . . . das ist mein Geld . . . ich hab' jetzt Geld . . .!“

Fünffzigmal wiederholte er die Sätze und bei jeder Wiederholung wird er erregter, wird sein Blut fieberiger, sein Stöhnen heiserer. Sein ganzer Körper ist eine Blutwelle. Seine Augen lodern und saugen sich an den Banknoten fest. Er hat die Herrschaft über Geist und Körper verloren. Er wiederholt die Sätze, bis sich plötzlich ein neuer Satz einfügt, der Satz: jetzt bin ich ein freier Mensch! Und sprunghaft, fieberig denkt er weiter:

„Jetzt bin ich frei! Ja — frei! Was mach' ich mit dem Geld? Ich mach' mir ein Geschäft auf! Ein ganz kleines Geschäft! Wie die Tante Julie! Und dann werd' ich reich — wie die Tante Julie! Ich hab' ein Geschäft! Ich bin dann frei! Ich bin dann frei! Hab' mein Geschäft und werd' reich! Und bin mein eigener Herr! Und geh' nicht mehr in die Fabrik! Nicht mehr in die Fabrik! Hurra! Hurra! Nicht mehr in die Fabrik! Hab' ein Geschäft und bin mein eigener Herr! Hab' ein Geschäft wie die Tante Julie! Wird' reich wie die Tante Julie und kauf' mir dann ein Haus wie die Tante Julie und wenn ich reich bin und das Haus hab', dann heirat ich . . .“

Da fährt er zusammen. Ein Gedanke steigt in ihm auf: die Fanni . . . o, die Fanni! O, die sollt er jetzt heiraten können! Herrgott, wie glücklich wär' er dann! Die Fanni! Die Fanni! Die arme Fanni! Die da unten in Wien verlüdert ist, ganz langsam herabgerutscht, weil sie keine Stelle hat finden können. So langsam herabgerutscht, zuerst als Allertwellsliebste . . . so verdient man halt Geld! und dann, wie sie den einen Besuch gehabt hat, den betrunkenen Kerl, der die fünfzig Kronen geschenkt hat — geschenkt, sie hat's noch im letzten Briefe an die Mutter geschrieben . . . ge — j — e — u — t hat er ihr's und dann . . . am nächsten Tag hat er bei der Polizei gesagt, daß sie ihm das Geld g e s t o h l e n hat. Der Lump, der hat die Fanni angezeigt! Und da hätte sie eingesperrt werden sollen und wie die Polizei gekommen ist, hat sich die Fanni aus dem Fenster gestürzt . . . aus dem vierten Stock; und zwei Tage später ist sie im Spital gestorben . . . Herrgott, warum hat das so kommen müssen! Warum! Warum? Warum ist sie nach Wien gegangen! Warum?!“

Er runzelt die Stirne. Sein Blick wird erbittert, gehässig.

„Warum?! Weil sie hat v e r d i e n e n müssen! Weil wir kein Geld zum Heiraten g'habt haben! Herrgott, Herrgott, wenn das dumme Geld doch fr ü h e r g'kommen wär!“

Er schlägt wütend auf den Tisch und sein Körper, den die freudige Ertafel von vorhin noch durchzittert, zittert von neuem, jeder Nerv bebzt, stärker, überreizter, fieberiger.

„Warum hab' ich das Geld da nicht früher g'habt? Heiraten hätte ich können! Meine Fanni hätte es mir g'rettet! Sie hätt' nicht weg müssen! G'rettet hätt's uns! Unser Glück hätt's g'rettet! Unser Glück! Unser Glück!“

Ein Schluchzen, ein wildes hysterisches Schluchzen steigt in ihm auf. Er ballte die Fäuste, presste die Lippen aneinander und mühsam bezwingt er einen Weinkrampf. Dabei schwirrt und faust es in seinem Kopf.

„Jetzt ist's zu spät! Jetzt kann ich's Fannerl nicht mehr lebend machen! Aus ist's und hin ist's! Jetzt kommt das Geld! Jetzt kommt's! Jetzt!“

Er lacht höhnisch und erbittert. Sein Blick frallt sich an die vor ihm liegenden Banknoten.

„Warum bist du nicht früher gekommen? Du? Warum? Du Stückerl Papier, warum

bist nicht früher g'kommen? Du — du — du Hundsgeld, du! Du Hundsgeld!“

Ein Blick wilden Hasses fällt auf die Banknoten nieder, und eine wilde, leidenschaftliche Wut übermannt ihn. Er stößt sich mit den Fäusten an den Ranten des Tisches, beugt sich über die Noten nieder und zischt:

„Was mach' ich mit dir jetzt? Du, du? Sag, du Hundsgeld! Warum bist nicht früher gekommen? Du bist schuld, daß Fannerl hin ist! Du, du, du allein! Du hättest früher kommen sollen! Du, du, du! Was mach' ich mit dir jetzt! Du, du, du — Hundsgeld!“

Eine Pause. Sein Blick hängt haßdurchtränkt an den Noten. Wölzlich schnellt sein Obertorper zurück, bis dicht an die Lehne des Sessels. Zehnfach verstärkt wird der Ausdruck des Hasses, der sein ganzes Gesicht verzerrt, entstellt, zur Grimasse macht. Wieder hebt sich seine Brust schwer leuchtend, und Tränen der Wut in den Augen, haucht er leise, aber zornbebend vor sich hin:

„Ja — ja — du, du warum bist du nicht früher g'kommen! Du du! Weißt du was? Auch meine Mutter hättest retten können — ja, wenn sie damals, wie sie angefangen hat, krank zu sein, aufs Land hätte gehen können — hinunter, in die warme Gegend — wie der Doktor g'sagt hat —, da wär sie wieder g'esund word'n. Aber sie hat hier bleiben müssen, und da ist sie ganz hing'worden. Und warum? Weil du nicht da warst. Weil du uns g'fehlt hast! Du, du, du!“

Er ballt drohend die Fäuste:

„Ja, und noch mehr! Ich hätt' a anderer Mensch werden können! Ich hab' immer Photograph oder Uhrmacher werden wollen, aber die hundert Gulden Lehrgeld für'n Meister, die hab'n wir nit g'habt, und da hab' ich in die Fabrik müssen — du, hörst, hörst, du da, du, du, du, Hundsgeld! Hörst was alles g'scheh'n is! Warum bist nicht früher g'kommen?!“

Er springt auf, den Blick immer starr auf die Geldscheine gerichtet, mit zitterndem Körper, bebenden Lippen und zuckenden Gedanken.

„Ich hätt' a anderer Mensch werden können, nicht so ein verpfuschter, verfrachter Kerl, und meine Mutter und's Fannerl . . . o's Fannerl!“

Er beulte auf, die Stirnadern schwellen an, sein Körper zuckt und bebzt, schüttelt und rüttelt sich, kein Fühlen, Denken und Sinnen ist ein hochauftagender Haß. Die Hände schnellen nach rückwärts. Er leuchtet:

„'s Fannerl is hin! Die Mutter hin! Ich bin hin! Ja, ich bin nir mehr wer! Du hast das alles g'macht, weil du nicht früher g'kommen bist! Du, du, du!“

Seine Hände gleiten nach vorwärts. Die Rechte erfasst die Banknoten. Er erzittert in wilder, leidenschaftlicher Wut, da — ein Ruck, die Banknoten sind in zwei Teile gerissen, und leuchtenden Auges folgt Miß auf Miß, bis die kleinen, ganz kleinen Stückchen, die Trümmer seiner erträumten Freiheit, vor ihm auf dem Tische liegen. Da wird er ruhig, ganz ruhig und blickt teilnahmslos vor sich hin.

Wieder klopft es an der Thür. Frau Zelbing tritt ein.

„Na, Herr Franz, was is denn los?“

Der fährt auf.

„Was? Was?“

„Na, a gute Nachricht? Ge?“

Er nickt mit dem Kopfe, fährt mit der Hand an die Stirne und sagt milde und leise:

„O ja — nur — ein bißel — zu spät ist's halt!“

Friede.

Bricht auch oft und jäh zusammen
Deiner Seele Friedensglück, —
Weine nicht auf seinen Erklümmern,
Keine Klage bringt's zurück.

Baue frisch an jedem Morgen
Dir den Frieden schöner auf!
Nimm die Sonne Dir zum Führer,
Folge ihrem Segenslauf.

Wie die Sonne auch beginnen
Mußt Du heiter jeden Tag
Und mit warmem Licht bezwingen
Was den Frieden stören mag.

Robert Sedel.

Die ersten kommunistischen Auslassungen Babeufs.

Mit seinen sozialrevolutionären Anschauungen vor die Öffentlichkeit getreten ist der berühmte Kommunist der französischen Revolution erst im Jahre 1795, als die große Umwälzung bereits bergab ging und an die Stelle der demokratischen Republik eine Geldadrepublik getreten war, in der die „neuen Reichen“ ihren im Verlauf der Revolution zusammengeräuberten Besitz prächtig zur Schau trugen, während das Proletariat arm geblieben war und am Hungertuche nagte. Indes nicht erst die Enttäuschungen der Revolution haben Babeuf auf kommunistische Ideen gebracht, sondern er hat sich faktisch schon vor 1789 als junger Mann mit dem Gedanken getragen, daß die wirtschaftliche Wohlfahrt für alle nur durch Beseitigung des Privateigentums und seine Ersetzung durch den Gemeinbesitz geschaffen werden könne. Daß er mindestens viel hierüber nachgedacht haben müsse, zeigt eine öfters angeführte Stelle aus Babeufs von Advielle herausgegebenen Briefwechsel mit Dubois de Fossé, dem Sekretär der Akademie von Arras. Da macht der zukünftige, damals erst 20jährige Volkstribun unter dem 21. März 1787 einige Vorschläge zu Fragen, die von der Akademie aufgeworfen werden könnten. Und er schlägt u. a. vor, zu fragen, welches der Zustand eines Volkes sein würde, dessen gesellschaftliche Einrichtungen so beschaffen wären, daß unter allen seinen einzelnen Mitgliedern ohne Unterschied die vollständige Gleichheit herrsche; daß der Boden, auf dem es wohne, keines einzelnen Eigentum sei, sondern allen gehöre; daß endlich alles, bis auf die Erzeugnisse aller Arten der Industrie, Gemeingut wäre. Weiter wird gefragt, ob derartige Einrichtungen durch das Naturgesetz gestattet wären, ob es möglich sei, daß eine solche Gesellschaft bestehen könne, und ob es Mittel gebe, eine absolut gleichmäßige Verteilung durchzuführen. Daraus geht ohne weiteres hervor, daß Babeuf sich schon mit der Frage beschäftigt hat, ob der Kommunismus im Bereich der Möglichkeit liege, dagegen nicht oder wenigstens nicht mit Sicherheit, ob er damals diese Frage bejahte und dem Kommunismus zuneigte. Es findet sich aber in dem Briefwechsel mit Dubois de Fossé an anderer Stelle ein lauges Schreiben Babeufs, das sich durchweg mit dem Kommunismus beschäftigt und nicht wie jene allbekannte Briefstelle auf eine bloße Fragestellung beschränkt, sondern die eigene Meinung Babeufs ausspricht und dann unzweideutig dazusetzt, daß seine Sympathien damals schon dem Kommunismus gehörten. Dieser Brief ist vom 8. Juli 1787 datiert und stellt eine Rückäußerung dar auf mehrere Briefe von Dubois de Fossé, über eine anonyme Schrift kommunistischen Inhalts, die den Titel führte: „Der Vorläufer der Umwandlung der ganzen Welt“ und nach ihrem Untertitel die Ursachen des allgemeinen großen Elends und die Mittel zu seiner Ausrottung behandelt, allen Menschen Wohlhabenheit und gute Erziehung in Aussicht stellt. Das Buch enthielt zunächst eine Kritik der bestehenden Gesellschaft und weiter ein Bild der Zukunftsgesellschaft, eine sozialistische Utopie. Dubois will Babeuf eine Vorstellung von dem Inhalt des Buches geben, wird dieser Aufgabe aber sehr unvollkommen gerecht, indem er sich im wesentlichen auf die Beschreibung des phantastischen Beiwerts beschränkt, die Lebensgenüsse beschreibt, die der „Reformator des Menschengeschlechts“ den Teilnehmern seiner kommunistischen Kolonie verspricht: eine solche will er nämlich zunächst begründen, sodann aber soll die ganze Welt sich nach diesem Muster gestalten. Von der Wirtschaftsordnung sagt das Dubois'sche Resümé so gut wie nichts; nur so nebenher kommt bei ihm zum Vorschein, daß alles auf der Grundlage des Gemeineigentums beruhen soll. Babeuf hat die Grundgedanken des „Reformators des Menschengeschlechts“ aber auch aus der einseitigen Wiedergabe Dubois richtig heraus-

gelesen und spendet ihnen seinen vollen Beifall. Er läßt sich gleichzeitig noch über einen anderen Fürsprecher von Reformen aus, der aber weiter nichts will, als eine Verbesserung des Erbrechts. Daß dessen Vorschlag auf Vereinheitlichung des Erbrechts immerhin ein Fortschritt wäre, erkennt Babeuf an: „aber der allgemeine Reformator möchte wünschen, daß man allen Individuen ohne Unterschied an allen Gütern und Vorteilen, deren man in dieser Welt hienieden genießen kann, einen absolut gleichen Anteil verschaffe; und das würde mir viel besser erscheinen.“ Im Vergleich zu dieser Radikalreform nennt Babeuf den anderen Vorschlag ein sehr kleines Palliativmittel für ein sehr großes Uebel; denn seine Durchführung würde nicht hindern, daß die einen Kinder arm und von allem entblößt in die Welt kämen, während die des Millionärs, sobald sie das Licht der Welt erblickten, an allem Ueberfluß hätten. Dagegen ist der Plan des allgemeinen Reformators allumfassend, und Babeuf findet, daß nach seiner Befolgung nur noch ein Verbrechen zu bestrafen übrig bleiben würde, nämlich, „das, sich der Arbeit zu entziehen, die ohne Zweifel für die Gesamtheit der Gesellschaft gemeinsame Pflicht sein würde.“ Wahrscheinlich würde dazu erforderlich sein, daß die Könige ihre Kronen niederlegten, alle betitelten Personen ihre Würden und Stellungen. Darin erblickt Babeuf aber kein Hindernis: „Um eine große Revolution ins Werk zu setzen, muß man große Veränderungen durchzuführen.“ Alle diese gesellschaftlichen Rangunterschiede sieht Babeuf als unberechtigt an; er vermag nicht einzusehen, warum der Mann, der einen Degen trägt, mehr gelten soll als der andere, der ihn geschmiedet hat, und er hält es nicht für den Willen der Natur, daß ein Mensch schlechter genährt, schlechter gekleidet, schlechter untergebracht sei als der andere. Weiter weist er auf eine berühmte Stelle von Rousseau hin, die er, nicht ganz wortgetreu, dahin wiedergibt: der erste, der ein Stück Land eingezäunt und für sein Eigentum erklärt habe, sei der erste Urheber aller Uebel gewesen, die die Menschheit quälten. Zudem er Rousseau als einen Kommunisten ansieht, stellt er den „allgemeinen Reformator“ mit ihm in einen Vergleich, der zum Vorteil des letzteren ausfällt: „Wie er (d. h. Rousseau) erklärt er, daß die Menschen, weil absolut gleich, nichts als Privateigentum besitzen, sondern alles als Gemeingut genießen sollen.“ Während aber Rousseau die Uebel der bestehenden Ordnung als von der Zivilisation unzertrennlich ansieht und sich die Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit nur mit der Rückkehr zum Naturzustand in seiner ganzen primitiven Unwissenheit verbunden denken kann, tut dagegen der allgemeine Reformator mehr und besser, indem er es wohl versteht, die Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens mit denen des natürlichen und primitiven zu versöhnen, den Kommunismus also auf die Grundlage der Errungenschaften der Zivilisation zu stellen. Und so läßt Babeuf den allgemeinen Reformator hochleben und erklärt sich entschlossen, einer der Auswanderer zu sein, die hingingen, um die neue Republik zu bevölkern. Es soll ihm nicht schwer fallen, sich in die neue Ordnung der Dinge zu finden, wenn er da nur glücklich, zufrieden und ohne Anruhe über die Zukunft seiner Kinder und seine eigene leben kann; er freut sich darauf in einen Zustand zu kommen, wo nicht andere hochmütig auf ihn herabsehen, und fühlt sich sicher, daß es ihm nicht schwer fallen wird, „den Pandroter, der mich frisiert, oder der mir Schuhe macht, als meines Gleichen zu behandeln.“ Und er verbreitet sich dann noch ausführlich über die Ungerechtigkeiten, daß jemand, der durch seiner Hände Arbeit etwas Nützliches schafft, deshalb in der Gesellschaft weniger gelten soll, als etwa solche, die ein höheres Amt bekleiden. „Muß er deshalb weniger Vorteile genießen, als wenn das Geschick erlaubt hätte, daß er fähig gewesen wäre, als Oberhaupt die ganze Republik zu regieren? Er hat nur Stricken lernen können? Nun gut, er wird Strümpfe machen für die Feldarbeiter, die Köche, die Winger, die Tuchmacher, die Schuhmacher, die Perückenmacher, die Maurer, die Rechtsgelehrten usw.; und diese werden ihm dafür Brot verschaffen, gutes Essen, Wein, Anzüge, Schuhe, Frisur, Unterkunft und die allgemeine Erhaltung aller seiner Rechte. Ebenso wird es für alle Staaten wechselseitig sein; und ich hoffe, daß auf diese Art jeder vollständig zufrieden sein wird.“ Auf diese Idee kommt Babeuf acht Tage später, in einem kürzeren Briefe vom 15. Juli 1787, nochmals im gleichen Sinne zurück, und es bleibt kein Zweifel, daß er schon damals sich mit den Ideen getragen hat, für die Babeuf hernach sein Leben eingesetzt hat, als Wortführer der Verschwörung für die tatsächliche Gleichheit und das gemeinsame Glück. x. y.

Beistattungsgebräuche bei den Juden. Im älteren biblischen Schrifttum war der Auferstehungsglaube unbekannt und auch die Auferstehung ist nicht

gemeint, die Wiederherstellung des israelitischen Staates nach dem Exil. Hoheles, einer der jüngeren biblischen Schriftsteller, erwähnt den Glauben an die Fortdauer, äußert sich dazu aber sehr skeptisch. Stellen zeigen jedoch, daß im jüdischen Volk ähnliche Anschauungen und Bräuche verbreitet waren, wie den Völkern seiner Umgebung. Totenopfer, Nektar und Verwandtes wird häufig unterjocht gerügt. Der König Saul läßt vor einem Ere durch eine Zauberin (wohl Waudrednerin) Schatten des Propheten Samuels aus seinem Grabe beschwören, der ihm seinen und seiner Söhne Weissagt. Nach dem mosaischen Gesetz verunreinigt die Berührung eines Toten sieben Tage lang nicht bloß Menschen, sondern auch Gegenstände; auch Aufenthalt im Zelt eines Toten verunreinigt Priester dürfen sich nur an Leichnamen der nächsten Angehörigen behufs Bestattung verunreinigen; Hohepriester auch dies nicht. Der Leichnam, auch eines Justifizierten, muß noch vor Sonnenuntergang beerdigt werden. Die Feuerbestattung ist nach Geschichtsbüchern an einigen Königen vollzogen worden. Zu dem nie völlig ausgerollten Totenkult hat im späteren Judentum der Auferstehungsglaube und Auferstehungsglaube nicht wenig mystische Bräuche und Vorschriften hervorgerufen, die meist noch jetzt beobachtet werden; wofür die Verschwörungsbücher (Chebra kadisha) sorgfältig Scherzbräuche zum Abschrecken des hebräischen Sündenbekenntnisses veranlassen. Liegt er in seinen Sägen, so versammeln sich womöglich die Verwandten im Sterbezimmer, die bei jedem Atemzug, welcher der Letzte scheint, den Bibelvers der Einheit Gottes laut rezitieren, „damit die Seele mit dem Wort „einzig“ aus dem Leib geht.“ wird darauf gesehen, daß kein Glied des Sterbenden außerhalb des Bettes sei. Jedoch darf er nicht berührt werden, sobald die Agonie eingetreten, mit der Tod nicht um eine Sekunde beschleunigt werde. Die verbreitete Meinung, die Juden würdigen ihre Toten, ist unrichtig. Sofort nach dem Tode wird alles im Hause und in den benachbarten Häusern befindliche Wasser ausgeschüttet, weil der Todeseifer sein Schwert mit dem Gifttropfen, womit er den Tod bringt, darin abspült, und vor das Sterbebett ein Gefäß mit Wasser nebst Handtuch gestellt, Signal sowie zum Waschen für die Besucher und ihrem Austritt aus dem Hause, was mit dem Glauben an unsaubere Geister zusammenhängt; auch glauben manche, die Seele habe sich darin worauf den hebräischen Essais des Dr. Erker, die vor mehreren Jahren in der „Neuen Welt“ besprochen wurde eine geistvolle Satire enthalten ist). Allerlei Zeremonien und Observanzen werden beim Waschen des Leiche, Einkleiden in weiße Linnen, Sarglegen, Sargfertigem, Senten in die Gruft beobachtet. Der Sarg wird bei Arm und Reich aus rohem Weizen hergestellt. Stirbt ein Knabe unbeschnitten, so wird die Vorhaut mit einem Glasscherben und dergleichen entfernt. Viele lassen sich ein Säckchen mit Pflasterlinde unter den Kopf legen, denn wer im heiligen Lande begraben ist, braucht sich bei der Auferstehung nicht unterirdisch nach dort „wälzen“. Nach der Bestattung sprechen die Söhne, eventuell andere, eine Variante des Kaddischgebetes, das in der Literatur bei jedem Gottesdienst häufig rezitiert wird, ehaltend ein Lob Gottes nebst Bitte um Beschleunigung des Weltreichs des Friedens. (Seine Romancero: „Keine Messe wird man singen, kein Kaddisch wird man sagen“ usw.) Im Trauerjahr sprechen die Söhne am Schluß jedes Gottesdienstes mehrmals, ebenso auch später Sterbetag. Das wird auch von vielen streng beobachtet, die sonst das ganze Ritualgesetz ignorieren. Es hat die Kraft, die Seele des Verstorbenen aus Hölle zu erlösen, wo jeder Sünder mindestens Jahr brennen muß. Ist kein Sohn vorhanden, wird häufig eine Stiftung gemacht, aus deren Erträgen Arme honoriert werden, die das Kaddisch für den Verstorbenen sagen. 7 Tage währt die strenge, 30 die mildere Trauerzeit; auch während der letzteren ist das Waschen des Weißzeuges, Aufwaschen der Wohnung usw., sowie das Scheren des Haupt- und Bartes verboten. Ein „Seelenlicht“ brennt während der Trauerzeit und auch am jährlichen Sterbetag. Am Tage vor dem jüdischen Neujahrstfest (an dem das Schicksal eines jeden im kommenden Jahr bestimmt wird), strömt männiglich auf den Friedhof, „damit die Toten für uns beten sollen“; die „Chaddien“ (Kabbalisten) in den östlichen Ländern stellen an ihre Heiligen Anfragen und Bitten durch Zettel, die sie auf deren Gräber legen. Auf die Erhaltung des konfessionellen Friedhofs wird noch immer großes Gewicht gelegt und die Feuerbestattung wird von „aufgeklärten“ Rabbinern mit wenigen Ausnahmen verpönt oder nur widerwillig toleriert. j. s.

Nachdruck des Inhalts verboten!